Nr. 41 | **Leipzig, den 13. Oktober** | **1889**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post=Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Menschenkenntnis: 1. Christus als Menschenkenner — Brauchen wir ein „neues Dogma“? 2. Gehorsam des Glaubens — Der Prediger John Ward. Ein Roman aus dem kirchlichen Leben Amerikas: 2 — Die dritte Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in Eisenach: 1. Rede des Professors Beyschlag im Wartburghofe am 3. Oktober — Die politische Stellung der Protestanten im belgischen Staate. Aus Belgien — Bücher und Schriften: Elias und das Geheimnis seiner Macht; Zu spät erkannt — Verschiednes: Todesfall — Anzeigen

Menschenkenntnis

1. Christus als Menschenkenner

Er kannte sie alle und bedurfte nicht, daß Jemand Zeugnis gäbe von einem Menschen; denn er wußte wohl, was im Menschen war. Joh. 2, 24 und 25

Bekannt ist Tizians Bild, der Zinsgroschen. Was das Bild macht, das ist das Angesicht, der Blick Christi. Königlich überlegen ohne Stolz, ruhig, scharf beobachtend, ohne irgend lauernd, tief ernst, fast müde=wehmütig, ohne verächtlich zu sein — so das Auge Christi, das in dem Auge des Pharisäers ruht, um in dessen Seele zu lesen. Uns fesselt diese feine Charakteristik. So war Christus; das Bild atmet Wahrheit. Es könnte als Unterschrift tragen, was wir aus Johannes oben angeführt, was wir diesen Zeilen als Ueberschrift gegeben haben.

Man versteht Christi Wesen, Christi Wirken, Kämpfen und Siegen nicht, wenn man die Kunst seiner feinen, sichern Menschenkenntnis übersehen wollte. Er wußte wohl, was im Menschen war — damit hat er sich seine Jünger gewonnen, seine Feinde entwaffnet, sich in jenem ruhigen Gleichgewicht erhalten, das ihm überall den Sieg verbürgte; damit hat er die wunderbare Gewalt über die Gemüter geübt. Nur einmal, in der oben angeführten Stelle, wird dieser Zug an unserm Herrn als charakteristisch in den Evangelien besonders hervorgehoben; aber jedes ihrer Blätter giebt Zeugnis davon. Am Anfang seines Wirkens begrüßt er den zweifelsüchtigen Nathanael mit dem diesen selbst überraschenden, aber so scharf bezeichnenden Zeugnis: Ein rechter Israel, in dem kein Falsch ist. Am Ende seines Wirkens liest er dem Judas die schwarzen Verrätergedanken aus der Seele: Was du thun willst, das thue bald. Ob die Pharisäer ausgehn, ihn in seiner Rede zu fangen, oder stumme, aber scharfe Kritiker seiner Thaten bleiben; immer „sah Jesus ihre Gedanken“ und machte damit jeden noch so versteckten Angriff zu schanden. Die Seelen der Verlornen zu retten wäre ihm unmöglich gewesen, wenn er sie nicht gekannt, besser gekannt hätte, als sie sich selbst, und das verborgne und vergrabne Gute in ihnen zu finden und zu nutzen gewußt hätte.

Er wußte, was im Menschen war. Er besaß eine überaus feine Beobachtungsgabe. Meisterhaft, durch keinen Dichter übertroffen ist die Charakteristik der launischen Menge, die Christus bei Matthäus im elften Kapitel giebt. Wie scharf malt er uns die Kaste der Pharisäer und Schriftgelehrten, so scharf, daß sie uns typisch geworden sind. Aber das ist nicht das Große an der Menschenkenntnis Christi. Dies liegt vielmehr darin, daß er zu individualisiren, daß er sich von jedem Vorurteil gegen einen bestimmten Stand frei zu erhalten weiß, wenn er dem Einzelnen gegenüber steht. Auch ein Pharisäer ist ihm nicht von vornherein schlecht. Und wie seine Beurteilung ganzer Gruppen richtig ist, so hat er sich auch im einzelnen nicht betrogen.

Wirklich niemals? Nein, niemals, soweit das Neue Testament uns einen Einblick zuläßt, und dieser genügt, um prinzipiell sogar sagen zu können: er wußte, was im Menschen war, jederzeit ganz richtig. Aber Judas Ischarioth? Wie steht es hier? Auch hier bleibt unser Herr im Recht. Nicht als ob er etwa bei der Wahl dieses Jüngers sein Ende vorausgewußt und ihn gerade deswegen zum Jünger gemacht hätte, um dem Ratschluß Gottes zur Durchführung zu helfen. Unwürdiger Gedanke! Vielmehr bot Judas natürliche Anlage ebenso viel Aussicht auf eine Entwicklung zum Guten, wie zum Schlechten. Jedenfalls stand es mit allen andern Jüngern nicht anders; auch bei ihnen gab es viele innre Schwierigkeiten zu überwinden: das wußte Christus, und er unternahm es darauf hin, ob es ihm gelingen würde.

Ueberhaupt wird man nur dann in unentwirrbare Schwierigkeiten verwickelt, wenn man diese Menschenkenntnis Christi aus einer besondern metaphysischen Ausrüstung, aus einer auf dieses Gebiet begrenzten Allwissenheit ableitet und sie so zu einem „Gedankenlesen“ geheimnisvoller Art macht. Dem widerspricht durchaus die Art, wie der Herr mit seiner Umgebung verkehrt. Augenscheinlich vermittelt sich ihm die Kenntnis eines fremden Innenlebens nicht anders als den Menschen sonst, nämlich durch Beobachtung, durch Rede und Gegenrede, durch das Gefühl der Sympathie oder Antipathie. Sonst hätte sich ja in Christo das Bild des Andern rein mechanisch wiedergespiegelt, sänke sein Verkehr, sein Fragen und Forschen, sein erstaunter Ausruf zur Unwahrhaftigkeit herab. Vielmehr verhält sich Jesus im Verkehr durchaus thätig; ihm erschließt sich eine Seele allmählich, so sicher er auch seinem ersten Eindruck vertrauen darf; er erlebt die Menschen nicht anders wie wir. Nur darin überragt er uns für immer und gänzlich, daß sein Urteil jederzeit das richtige ist, daß er immer dem Menschen gegenüber recht behält.

Das erklärt sich aus seiner sittlichen Vollendung. Seine Menschenkenntnis ist Tugend und Lohn zugleich. Zunächst: er, der Heilige, hatte ein untrügliches Gefühl für alles Unheilige, mochte es auch noch so sehr verborgen liegen. Darin findet sittliche Vollendung ihre höchste Ausgestaltung, daß sie das Gefühl ebenso mächtig beherrscht wie den Willen. Wie die Taube ein Zittern ergreift, wenn sich der Habicht naht, ohne daß sie ihn je gesehn; wie ihr ein instinktives Gefühl die Nähe des Feindes verrät, so zittert auch die Unschuld vor dem unbekannten Feinde, so bäumt sich in der Seele des Gerechten ein Gefühl auf, wenn

Theologischer Verein Halle a/S.

sich ihm die Ungerechtigkeit naht. Und umgekehrt: dem Guten ist in der Nähe des Guten wohl. Ein verfeinertes Gefühl spricht eher und wahrer, als der zerlegende Verstand. Ueber den Wert oder Unwert eines Menschen war sich Christus kraft dieses reinsten Gefühls alsbald im klaren. In seiner reinen Seele mußte sich das Bild des andern wahrheitsgetreu wiederspiegeln; für das Kleinste war sein Auge geschärft, sein feines Gefühl empfänglich.

Was aber seine Beobachtungsgabe, sein Empfinden so schärfte, das war seine Liebe. Er sah jeden Menschen sub specie aeternitatis, d. h. mit dem Gedanken an sein Seelenheil. Das lebhafteste Interesse an dem heiligsten Interesse des andern lenkte seinen Blick immer auf den Mittelpunkt der Persönlichkeit. Wir lenken unser Augenmerk nur zu oft auf Aeußerliches, auf die Gewandtheit des Benehmens, die Fertigkeiten und die Bildung des Geistes, die Begabung und die Kenntnisse; das Aeußre liegt auch sehr oft im gegebnen Fall allein innerhalb unsers Interesses. So gerät die Magnetnadel unsers Urteils, von widersprechenden Kräften bewegt, ins Schwanken. Bei Christus läuft alles auf die eine Frage nach dem sittlichen Wert der Person hinaus.

Was unser Urteil ferner so leicht trübt, das ist unsre liebe Eitelkeit, die uns weit mehr irre führt, als wir glauben und einräumen. Dein ungünstiges Urteil über jenen Menschen, so gut du es zu begründen weißt, ist dir von deinem verletzten Stolze eingegeben. Der ist ein Advokat und rechtfertigt vor dem Verstande, was das Herz wünscht. Alle diese geheimen Lockungen blieben an Christi Seele wirkungslos. Er blieb wirklich objektiv, weil ihm niemand seine Ehre geben oder nehmen konnte. Sein Auge blieb klar; er war die Wahrheit, weil er die verkörperte Selbstlosigkeit, weil er die Liebe war.

Und die Menschen selbst waren gezwungen, ihm zu Hilfe zu kommen, ihm gegenüber sich aufzuschließen. Sie mußten zu ihm Stellung nehmen. Wer aus der Wahrheit war, der hörte seine Stimme. Es besteht zwischen einem aufrichtigen Herzen und Christus ein geheimnisvolles, aber mächtiges Band, und es ruft die Erscheinung des Heiligen den lautesten Widerspruch des Unheiligen hervor. Wie einer sich zum Herrn stellte, so war er in seinem Wesen, und dieses Wesen mußte sich irgendwie zu erkennen geben. Christus selbst war der Probestein der Geister. Er bedurfte nicht, daß jemand Zeugnis gäbe von einem Menschen. Jeder mußte ihm selbst über sich Zeugnis geben.

So der Herr. Wie anders wir! Wie viel Unruhe, bittre Täuschungen, Mißgriffe und — Schuld liegt bei uns auf diesem Gebiete! Ein Zeichen und eine Folge unsrer Sündhaftigkeit. Aber der Herr kommt auch hier unsrer Schwachheit zu Hilfe. Er hat uns nicht ratlos gelassen. Wo wir uns unsrer Natur noch nicht überlassen können, hat er uns durch Grundsätze den Weg gewiesen. Welche sind das? P D

Brauchen wir ein „neues Dogma"?

2. Gehorsam des Glaubens

An feierlicher Stelle bezeichnet es der Apostel Paulus als die von Gott ihm gewordne Aufgabe, den Gehorsam des Glaubens unter allen Völkern aufzurichten (Röm. 1, 5). Auch sonst kehrt dieser Ausdruck in der heiligen Schrift wieder: Gehorsam des Glaubens. Die Meinung ist, daß der Glaube eine Sache des Gehorsams sei. Auffallend genug auf den ersten Blick! Denn was ist freier als der Glaube? Und wie hätte der Glaube Wert, wenn er nicht aus freiem Herzen käme? Gerade Paulus hat uns den Gegensatz von Glaube und Gesetz eingeprägt. Von ihm schreibt es sich her, daß aus dem Worte „Glaube," wo es im vollen biblischen Sinne gebraucht wird, ein Hauch der Freiheit uns anweht. Daß das Joch des Gesetzes auf unserm Nacken zerbrochen sei und zwar eines jeden Gesetzes, das ists unter anderm auch, was wir empfinden; wenn wir den Glauben rühmen als unser, als unsrer evangelischen Kirche Erbgut und Teil. Wie reimt denn beides sich zusammen: Gehorsam und Glaube?

Und wenn wirs genauer erwägen, schwinden die Bedenken nicht etwa sofort. Im Gegenteil. Andre, neue Schwierigkeiten gesellen sich den eben genannten zu. Es handelt sich im christlichen Glauben — das betrachte ich nach Früherem als eine ausgemachte Sache — immer zugleich um Erkenntnis. Aber was haben Erkenntnis und Gehorsam mit einander zu thun? Wenn ich erkennen will, so muß ich den Dingen nachgehn, muß sie nehmen, zergliedern und beschreiben, wie sie sind: nur so werde ich ihrer erkennend Herr. Wenn jemand kommt und sagt: die Sache ist so: und von mir verlangt, daß ich es gehorsam annehme, so kann ich nicht anders, ich muß antworten: Möglich, daß es so ist — wir werden ja sehn; aber von Gehorsam kann hier keine Rede sein. Und wenn es der mit Gewalt bekleideten Autorität gelingt, einem Menschen den Mund äußerlich zu stopfen, innerlich bleibt er Rebell und muß es bleiben. Das Wort Galileis: Und sie bewegt sich doch! ist oft nachgesprochen worden. Es bezeichnet diesen Konflikt zwischen Autorität und Erkennen in einem Falle, in dem er weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Erkenntnis und Gehorsam sind wesentlich zweierlei, sie haben nichts mit einander zu schaffen.

Aber laßt uns nun einmal näher zusehn, weshalb das Erkennen sich gegen autoritative Entscheidungen sträubt, sich dagegen sträuben muß. Das macht der Zwang der Thatsachen, auf dem jede echte Erkenntnis beruht. Der bindet mein Urteil. Ich muß sagen: Es ist so, wie es sich mir aufdrängt: oder ich muß zum Lügner werden. Es ist nicht Sache freier Wahl, wie ichs empfinden und wie ichs sagen will: die Entscheidung liegt nicht bei mir, sondern in den Thatsachen, in den Dingen. Das hat ein jeder schon erfahren, auch wer etwa mit der Wissenschaft weiter gar nichts zu thun hat. Wer im täglichen Leben betonter Weise sagt: Ich weiß aber, daß dies oder das so ist, und damit für seine Person jede weitre Diskussion abschneidet, der meint es nicht anders. Er war dabei, er hats gesehn oder gehört; an sich selbst, durch seine Sinne hat er den Zwang der Wirklichkeit erfahren. Oder dann: die Zeichen sind so deutlich, die Analogien reden so laut, die gemein menschliche Erfahrung läßt gar keinen Zweifel aufkommen; — indirekt zwar, aber nicht minder nötigend wird der Zwang in solchen Fällen erfahren. Auf ihm beruht alle deutliche und sichre Erkenntnis direkt oder indirekt. Auch in der Wissenschaft verhält es sich so. Das entzieht sich vielfach der Aufmerksamkeit. Die Wissenschaft ist heute zu einer verwickelten Kunst geworden. Aber die Thatsachen mit ihrem Zwange sind es, die den Ausgangspunkt und den Endpunkt ihrer Wege bezeichnen. Und wo diesen herzustellen nicht möglich ist, wie so oft in geschichtlichen Dingen, da hört auch die Sicherheit des Erkennens auf. Die Selbständigkeit und Unabhängigkeit alles Erkennens, die Würde der Wissenschaft hat in diesem Sachverhalt ihren festen und unverrückbaren Grund.

Nun wohl, auch der Glaube ist ein Erkennen. Werden wir denn von diesem Erkennen dasselbe sagen, daß es aus dem von uns erfahrnen Zwange der Thatsachen erwachse? daß es daher sein Gesetz aus den Dingen empfange? und daß bei ihm von einem Gehorsam zu reden etwas innerlich Unmögliches sei? Niemand wird es behaupten wollen. Jeder wird sagen, der Glaube und seine Erkenntnis bewegen sich auf einem andern Gebiete, von einem Zwange der Thatsachen sei da keine Rede. Was den ausüben soll, das muß irgendwie konkrete, sinnliche, sichtbare Wirklichkeit sein, ein Ding, ein Vorgang, ein Ereignis in dieser uns umgebenden sichtbaren Welt. Das gilt ausnahmslos. Saget nicht, es könne doch auch das innre, das verborgne Erlebnis einer Menschenseele Gegenstand unsres Wissens werden, und da treffe nicht zu, daß es der sichtbaren Welt angehöre. Denn so scheinbar das klingt, ein wenig Nachdenken lehrt alsbald, daß, wenn ich davon weiß und es mit Recht als Thatsache ansehe, daß es dann auch auf sinnlichem Wege, durch die Sprache oder Gebährden oder wie immer, an mich gekommen ist. Aber der Glaube hat es mit dem unsichtbaren Gott zu thun. Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man nicht sieht. Und so auch die Erkenntnis des Glaubens. Hier herrscht kein Zwang der Thatsachen. Hier liegen die Bestimmungsgründe des Erkennens nicht in der Wirklichkeit außer uns, die sich uns nötigend aufdrängt. Sie liegen vielmehr in uns, in unsrer Freiheit, in der innersten Sphäre unsres persönlichen Lebens.

Es ist eine gemeine Rede, daß zu unterscheiden sei zwischen Glauben und Wissen. Und wir werden uns nicht von der gewöhnlichen Meinung entfernen, wenn wir aus dem eben Gesagten entnehmen, was dieser Unterschied bedeutet. Das Wissen ist eben eine solche Erkenntnis, die sich uns im Verkehr mit den Dingen, in der Wechselwirkung mit der uns umgebenden Wirklichkeit aufnötigt, während der Glaube eine Erkenntnis ist, die ihren Ursprung in uns, in unsrem Herzen und Gemüte hat. Fragen wir aber weiter, welche Erkenntnis denn die gewissere sei, das Wissen oder der Glaube, so wird wiederum der gemeine Menschenverstand für das Wissen entscheiden. Und wir werden ihm zunächst — ich rede nach Menschenweise — in diesem Urteile Recht geben müssen. Umfassend und wohlbegründet mag der Vorbehalt sein, den wir dabei machen. Wir werden sagen, das Wissen beschränke sich stets auf Erkenntnis des Einzelnen und des Vielerlei, an das Ganze reiche es nirgends heran, das aber thue der Glaube, der Gott und in ihm alle Dinge erkenne. Wir werden sagen, das Wissen sei häufig ungenau und schließe leicht allerlei Täuschung ein; wer es ernst nehme, könne sich oft nicht dabei beruhigen, während die innre Gewißheit des Glaubens, so weit denn seine Erkenntnis reiche, durch nichts andres übertroffen werde. Und dergleichen ließe sich noch mancherlei vorbringen. Und es wäre alles richtig und wohlbegründet. Aber dennoch — der gemeine Menschenverstand, den auch wir, die wir glauben, teilen, der gemeine Menschenverstand läßt es sich nicht nehmen, daß es doch ein andres sei um das Wissen als um den Glauben, daß das Wissen einen eigentümlichen Vorzug vor diesem habe. Worin besteht er? Eben darin, daß es nicht aus uns selbst stammt, daß es uns durch den Zwang der Dinge aufgenötigt wird. Denn da Erkennen nun einmal das Innewerden eines andern ist, so scheint es um so vollkommner zu sein, je mehr es durch das andre und je weniger es durch uns selbst bestimmt wird.

Aber auch der Glaube ist Erkennen. Und wo er wirklich das Gemüt beherrscht, ist seine Gewißheit keine geringre als die des Wissens. Vielmehr — wir sagten es schon — sie kann eine Innigkeit und Spannkraft erreichen, an die keine Gewißheit des Wissens oder der Wissenschaft hinanreicht. Aber was ist es denn, was dem Glauben diese Gewißheit giebt? Genauer noch: was ersetzt in ihm jenes Gewißheit zeugende Element, auf dem alles Wissen beruht?

Offenbar, es genügt nicht, zu sagen, daß es auch eine innre Erfahrung gebe, und daß in ihrem Zusammenhange die Gewißheit des Glaubens zustande komme. Denn so richtig das an und für sich ist, so ist es keine Antwort auf unsre Frage. Diese innre Erfahrung ist eine andre als die von der äußern Welt, aus der unser Wissen entspringt und auf der wir unsre Wissenschaft aufbauen. Sie ist eine andre gerade in dem Punkte, auf den es hier ankommt. Sie bewegt sich nämlich auf dem Gebiete der Freiheit. Es fehlt in ihr an dem Zwange der Thatsachen. Gerade deshalb ist der Glaube eine Sache der persönlichen Freiheit des Einzelnen und nicht der gemeinsamen Erfahrung Aller. Wollten wir uns bei jener Antwort beruhigen, so würden wir uns selbst hinters Licht führen. Wir fragen ja nach dem, was jenen Mangel des Glaubens ergänzt. Wir können uns daher nicht an einem Hinweise auf die innre Erfahrung genügen lassen, die genau an demselben Mangel leidet.

Oder sollen wir sagen, es sei die innre Befriedigung, die uns der Glaube gewährt: auf ihr beruhe seine Gewißheit? Fürwahr, das hieße, die Wahrheit mitten entzwei reißen. Es hieße, sie dem Spiele der Willkür preisgeben. Dann wäre der Gedanke Gottes eine Erfindung des menschlichen Geistes, und Gott selbst, wie man gesagt hat, ein Wunschwesen des menschlichen Willens und der menschlichen Phantasie. Glaube und Unglaube ständen einander dann wesentlich gleich. Wir müßten es jedem überlassen, auf seine Weise Befriedigung zu suchen. Und jeder hätte für seine Gedanken und Einfälle dasselbe Recht. Aber der Glaube spricht: es giebt eine ewige Wahrheit, und diese Wahrheit ist mir bewußt; sie hat ein Recht an alle Menschen; alle sollten ihr gehorchen; ich muß sie bezeugen, solange ich Atem und Stimme habe, um alle unter ihrem Szepter zu versammeln. Und damit sind dergleichen Ausflüchte abgethan. Es geht schlechterdings nicht an, auf diese innre Befriedigung zurückzugreifen und aus ihr des Glaubens Gewißheit abzuleiten.

Aber was denn? Es giebt nur eines, was hier genannt werden kann, das den Platz wirklich ausfüllt. Die Wahrheit ist größer als wir. Sie muß uns haben, wenn wir sie wirklich haben und ihrer wirklich gewiß sein sollen. Wir müssen auch hier, wie in der Erkenntnis der Thatsachen einem Zwange erliegen, wider den wir nicht können, der uns überwältigt, der uns gewiß macht, daß wir nicht eignen Phantasien oder Gelüsten unsres Willens folgen, sondern die Wahrheit erkennen. Nur daß der Zwang hier auf dem Gebiete der Freiheit liegt. Dieser Zwang aber heißt Gehorsam. Oder besser noch: er nötigt uns Gehorsam ab. Und darum ist Gehorsam des Glaubens das lösende Wort. Eben dieser Gehorsam, der im Glauben steckt, eben der ist es, auf dem seine Gewißheit beruht. Er giebt dem Glauben seine Stärke, seine unbeugsame Entschlossenheit, seine männliche Kraft.

Mögt ihr doch die heilige Schrift aufschlagen und es den Zeugen des lebendigen Gottes abspüren, die in ihr zu uns reden! Da sind die Propheten des alten Bundes: das Wort des Herrn kommt über sie als eine überwältigende Macht; sie haben sich wohl einmal dawider gesträubt, aber sie mußten sich schließlich ergeben. Und so haben sie geredet, von Gottes Geist getrieben, im Gehorsam des Glaubens. Da sind die Zeugen des neuen Bundes: sie können nicht anders, sie müssen reden von dem, das sie erfahren und erkannt haben, jeder in der Sprache, die ihm gegeben ist, jeder mit den geistigen Mitteln, die ihm geworden sind, aber alle einmütig im Gehorsam gegen den Herrn und Meister, und darum alle in dem einen Geiste, welcher der Geist Gottes und seines Christus ist.

Sollte es unter uns anders sein? Wir haben nicht, wie die Propheten und Apostel, eine neue Wahrheit zu verkündigen. Aber wenn irgend Wahrheit ist in dem, was geschrieben steht, was das Neue Testament uns sagt, dann können, ja sollen auch wir alle des göttlichen Geistes teilhaftig werden. Und niemand ist ein Christ, von dem das nicht in irgend einem Maße gilt. Der Weg dazu ist der Glaube, nämlich der Gehorsam des Glaubens. Wessen Seele dieser erfüllt, der empfängt den Geist des Herrn. Und es ist — wohlverstanden — gerade der Gehorsam als solcher, in dem sich die Erkenntnis zur Gewißheit vollendet, in dem sie ihren festen Halt hat. Das widerspricht sich nach allem Vorangegangnen nicht, sondern das ist gerade die Form, in der auf diesem Gebiete zur Geltung kommt, daß es sich um wirkliche Erkenntnis handelt, um Wahrheit, von der wir nichts abnehmen und zu der wir nichts hinzuthun können, die wir erkennen, weil sie uns hat und, unabhängig von uns, größer ist als wir.

Aber ist das nicht katholisch? Klingt das nicht ganz, wie wenn es im Sinne und Interesse der römischen Kirche gesagt wäre? Jedenfalls sind wir gewohnt, von jener Seite das Lob der Autorität und des Gehorsams verkünden zu hören, während es in unsrer Mitte so gut wie verstummt ist. Und ich will gern bekennen, daß es ein Wort des katholischen Theologen Möhler war, an dem mir — es liegt schon manches Jahr dazwischen — die Bedeutung dieses Gesichtspunktes aufgegangen ist. Wie ein Widerhaken blieb es in meinem Gemüte sitzen und hat mich nicht wieder losgelassen. Ja, einer der festen Punkte ist es geworden, um die sich mein Nachdenken bewegt hat. Und erst nachdem ich mir darüber innerlich klar geworden war, habe ich den Griffel des Schriftstellers anzusetzen gewagt, habe ich mir herausgenommen, andern — allen und niemandem — dem großen Publikum einige Gedanken über den Zusammenhang der christlichen Dinge und über das, was der evangelischen Kirche frommt, ans Herz zu legen. So wichtig ist mir dieser Gesichtspunkt von Anfang an gewesen. Und aus dieser, aus einer katholischen Quelle — ich gestehe es frei — ist er mir zugeflossen.

Trotzdem werde ich nicht erst zu versichern brauchen, daß ichs auf keinerlei Weise im Sinne der römischen Kirche verstehe oder meine. Wie es Sünden giebt, die uns niemals zur Versuchung werden, sodaß wir ihre Versuchlichkeit kaum zu verstehen vermögen, so ist es mir von jeher mit allem katholisirenden

Wesen, dieser (für einen evangelischen Christen) geistigen Sünde oder Krankheit, ergangen. Und in der That: jener Gedanke, jener Gesichtspunkt, der nämlich der Autorität und des Gehorsams, ist gar nicht katholisch. Er ist einfach christlich. Er ist darin begründet, daß eine göttliche Offenbarung den Inhalt unsres Glaubens bildet. Was die römische Kirche bietet, ist nichts als die Verzerrung dieses einfachen und unentbehrlichen christlichen Gedankens. Wie denn dieser Zusammenhang öfter zu beobachten ist. Wo ein ernsthafter Christ aus jener Kirche — und wir Protestanten sind stolz darauf, daß wir nicht den Katholiken als solchen das Christentum abzusprechen brauchen; es ist uns eine Erquickung und Freude, bei einem Manne wie Möhler trotz der trennenden Kluft etwas von der einen Wahrheit und dem einen Herrn aller Christenheit zu spüren —: ja wo ein solcher katholischer Christ für die Sache seiner Kirche das Wort führt, da sind es nicht selten christliche Gedanken und Ideale, die den Ausgangspunkt bilden; unvermerkt fließen allmählich die katholischen Nebengedanken mit ein, und das Ende ist, was wir kennen: die widerwärtigen Folgerungen, die zur Verherrlichung der Papstkirche und zur Befestigung der Pfaffenherrschaft dienen.

So auch hier. Daß es sich um Gehorsam des Glaubens handelt, daß wir eine Wahrheit haben und kennen, der wir unbedingte Hingabe schuldig sind, daß wir, als sie unsre Seele ergriff, aufspringend uns ihr mit Herz und Händen zugeschworen, und daß es alles dies, diese innre Stellung zu ihr ist, auf der unsre Zuversicht und Gewißheit beruht — das ist der ideale, christliche Grundgedanke. Daß es sich um ein unfehlbares Lehramt in der Kirche handelt, um den stummen Gehorsam gegen dessen verstandne oder unverstandne Aussprüche, daß wir Vernunft und Gewissen preisgeben sollen, wenn sie wider dieses sich empören, das ist die Verzerrung, das ist die Karikatur. Es giebt eben einen doppelten Gehorsam: den einen, der in alle Freiheit leitet, den andern, der in die Knechtschaft gebiert. Aber nicht dieser, sondern jener ist der echte Gehorsam. Und der eben ist unser, der Protestanten Teil, seit D. Luther uns das Evangelium erneuert und seine befreienden Kräfte wieder entbunden hat. Nur daß wir uns bewußt bleiben: aus dem Gehorsam entspringt die Freiheit! Das gilt nicht bloß auf sittlichem Gebiete. Es gilt vom ganzen Christentume, wie dieses denn ein Ganzes ist, Religion und Sittlichkeit ungeschieden. Es gilt auch vom Glauben. Erst auf protestantischem Boden, erst in der evangelischen Kirche wird der Gehorsam des Glaubens, den Paulus gemeint hat, zur ungetrübten Wirklichkeit. Er wird es in den weitesten Kreisen werden, wenn einmal die Ordnungen der Kirche wirklich zu diesem Gehorsam anleiten. Und dann wird der evangelische Protestantismus eine bisher ungeahnte Kraft in allem Volke, unter allen Völkern entfalten. Dann wird er eine in sich abgerundete und fest geschlossne Größe sein, das reine Gefäß des Evangeliums, der Quellort des göttlichen Geistes und Segens für die Menschheit.

Wie gelangen wir dahin? — ich rede von dem Gehorsam des Glaubens — wie kommen wir dahin, daß er nach des Apostels Wort aufgerichtet werde unter allen Völkern? Du kannst einen doppelten Weg gehn, um Antwort auf solche Frage zu finden. Du kannst erwägen, weshalb doch diese edelste und höchste Funktion des menschlichen, des christlichen Geistes in der katholischen Kirche zur Karikatur geworden ist. Oder denn, du kannst die Aufmerksamkeit darauf richten, was dem Wesen des echten, des freudigen und freien Gehorsams entspricht, von welcher Seite und in welcher Form die Wahrheit uns gezeigt werden muß, wenn wir sie so, nämlich eben im Gehorsam des Glaubens aufnehmen, aneignen und freudig bekennen sollen. Aber welchen Weg immer du einschlägst, das Ende, das Ergebnis wird dasselbe sein: wir brauchen ein „neues Dogma." Oder wenn ihr lieber wollt: eine andre, eine neue Formulirung der alten Wahrheit. Eine solche nämlich, die deren Beziehungen im menschlichen Geiste nicht vor allem im Erkennen sucht, um sie dann erst nachträglich und an zweiter Stelle für Herz und Gewissen fruchtbar zu machen, nein, eine Formulirung, die statt dessen Letztres voranstellt und der Einsicht gerecht wird, daß es sich um ein Erkennen des Glaubens handelt, d. h. um ein Erkennen, in dem Herz und Gewissen bestimmend sind. Ich erinnre an das oben Gesagte: nicht der Zwang der Thatsachen entscheidet hier, der das Wissen erzeugt, sondern die Ueberwältigung des inwendigen Menschen, die zum Gehorsam nötigt und durch den Gehorsam zur Freiheit führt. Eben deshalb aber, wenn das Wahrheit werden soll oder weil das Wahrheit werden muß, müssen wir sagen und haben wir den Mut zu sagen: wir brauchen ein „neues Dogma". Und was uns dazu treibt, was den Geist gewiß macht bei solcher Rede, das ist das ideale Recht der Orthodoxie. Wer orthodox ist im guten Sinne des Wortes, wem wie uns das Ideal der Väter, das Ideal des reinen Glaubens, des Gehorsams gegen Gottes Wort sich in die Seele geprägt hat, der wird von solcher Rede innerlich berührt. Er mag die Folgerung weit von sich weisen, die wir daraus ziehen, er mag völlig andre Wege als die richtigen im Auge haben, so stimmt er in dem einen zu: das ist es, was wir brauchen, daß der Gehorsam des Glaubens wieder zur Geltung komme in der protestantischen Kirche und Theologie. Und deshalb sagen wir getrost: wir bekämpfen die Orthodoxie nicht oder thun sie ab — ganz im Gegenteil, wir richten sie auf, wir bringen ihr ideales Recht zur Geltung, und eben daraus entspringt die Forderung eines „neuen Dogmas".

Aber freilich, eine solche Erinnerung an den Gehorsam des Glaubens darf nicht darauf rechnen, offne Ohren zu finden. In ihrer großen Mehrzahl legen auch die heutigen Orthodoxen keinen besondern Wert darauf. Geschweige daß die, welche sich freisinnige Christen nennen, etwas davon wissen wollten. Und das ist begreiflich genug. Die Gedanken sind eben vom alten Dogma beherrscht, ob man dem nun zustimmt oder es bekämpft. Im Zusammenhange mit diesem gewinnt aber der Gehorsam des Glaubens von selbst die katholische Form, die Form nämlich, daß die Unterwerfung des Intellektes unter bestimmte Lehrsätze gefordert wird, einerlei, ob man sie mit dem Verstande begreift oder nicht. Und das läßt sich auf evangelischem Boden dann doch nicht eigentlich durchführen. Man verzichtet daher lieber auf eine scharf umrissne, im einzelnen bestimmt ausgeprägte Wahrheit; man läßt einen gewissen Spielraum und sagt, es komme nur auf das „Wesentliche" der alten Lehren an. Lediglich in dieser verschämten Weise, wenn überhaupt, wird die Forderung unter uns erhoben; das alte Ideal liegt auch den meisten Orthodoxen zu hoch; sie erreichen es nicht mehr mit ihrem Denken. Die andern dagegen, die sich ihres Freisinns rühmen, finden nicht einmal einen Anknüpfungspunkt dafür in ihren Gedanken. Der Widerspruch gegen jede Autorität auf dem Gebiete des Glaubens ist recht eigentlich das Element, in dem sie leben und denken. Nichts liegt ihnen ferner als eine solche Forderung.

Aber das darf uns nicht anfechten. Mag es zeitgemäß sein oder nicht, wir dürfen — um der Wahrheit willen — nicht müde werden den Gehorsam des Glaubens zu verkündigen und zu preisen. Wir tragen das Wort mit hoch erhobnen Händen durch die Menge hindurch, unbekümmert, wer da lästert und wer da segnet. Wir sehen uns auch nicht um, ob jemand folgt, oder wie viele es sind. Wir sind des großen Säemanns eigne Leute. Wir streuen den Samen nach seinem Wort und Befehl. Wann er aufgeht, wissen wir nicht. Es ist auch unsre Sache nicht. Wir haben nur das Eine im Auge, daß wir unsre Pflicht thun und unsern Beruf erfüllen, langsam schreitend Schritt für Schritt, Füße und Hände im gleichmäßigen Takt, wie sichs für einen rechten Säemann gebührt. Wahrlich, nichts Großes geben wir vor zu sein oder zu machen, weder ein Prophet noch eines Propheten Sohn, weder ein Reformator noch etwas dergleichen: — Arbeiter sind wir, angestellte Arbeiter in des himmlischen Meisters Ackerwerke; einen Beruf haben wir empfangen, wie es von jedem Christen gilt. Und dieser Beruf liegt uns hart an, ihm müssen wir Treue halten. Zu solcher Treue gehört, daß wir nach keines Menschen Urteil fragen und um keines Menschen Beifall geizen, sondern ungescheut heraussagen, was uns zur innern Ueberzeugung geworden ist. Es

lautet: der Gehorsam des Glaubens soll aufgerichtet werden in der protestantischen Kirche und Theologie; damit das aber möglich sei, dazu brauchen wir ein „neues Dogma.“ J K

Der Prediger John Ward

Ein Roman aus dem kirchlichen Leben Amerikas

2

Unterdes hat sich in der Heimat auch Trübsal, Not und Tod eingestellt. Der kleine Herr Denner liegt auf dem Sterbebett. Als er andre aus Todesgefahr errettete, traf ihn selbst ein tötlicher Streich. Dr. Howe sieht sich auf Zureden seiner Freunde veranlaßt, seine Scheu zu überwinden und dem Jugendfreunde als Seelsorger mitzuteilen, daß es wohl keine Hoffnung mehr für seine Genesung gebe. Die sich nun entwickelnde Szene ist meisterhaft geschildert. Wie Denner, der noch vor kurzem auf Freiersfüßen gegangen ist und immer gehofft hat, der Zufall werde ihm auf die richtige Spur helfen, welche von den beiden ältlichen Schwestern Woodhouse, die er von Jugend-auf gekannt hat, er wählen solle. Wie er die Botschaft aufnimmt, äußerlich ruhig und sanft und doch nicht weniger als der blühendste Jüngling im tiefsten erschüttert, dem Könige der Schrecken nun ins Auge zu sehen; wie Dr. Howe dann die üblichen Gebete vorlesen will und Denner ihn davon abhält, weil es ihm unmöglich ist, in solchem Augenblicke sich und seinem Freunde etwas vorzumachen, mit dem er nie religiöse Gespräche geführt:

Ach — jawohl —, sagte der kranke Mann; aber ich möchte diese Dinge lieber von unserm gewöhnlichen — Standpunkte aus — betrachten, wenn es dir recht ist. Ich habe allen Respekt vor deinem Amte; aber wäre es nicht leichter — für uns beide — so darüber zu sprechen, wie wir immer über alle Dinge gesprochen haben? Verzeih mir, Archibald — wenn ich anders spräche — wäre es so — unwahr.

Dr. Howe stand auf und trat an das Fenster. Er blieb einige Minuten dort; aber die Junisonne schien trübe, und es war ihm, als sei sein Hals zugeschnürt; so schwieg er. Als er wieder an das Bett trat, blickte er auf den Kranken, ohne zu sprechen. Denner war erregt.

Ich wollte dich nicht kränken, sagte er.

William, erwiederte der Rektor, habe ich dir die Religion so wertlos gemacht? Habe ich sie so schwach vertreten, daß du fühlst, sie könne dir jetzt nicht helfen?

O, durchaus nicht, antwortete Denner, durchaus nicht. Ich habe die größte Achtung vor ihr; — ich fürchte, ich habe mich ungeschickt ausgedrückt; ich schätze durchaus ihren Wert, ich könnte sagen ihre Notwendigkeit für die Gemeinde. Aber, aber, bitte Archibald, da du die Güte gehabt hast, mir von dieser bevorstehenden — Aenderung — zu sprechen, so möchte ich gern in unsrer gewöhnlichen Weise darüber sprechen, — den Gegenstand vom weltlichen Standpunkt aus betrachten. Wenn dir dies recht ist, möchte ich dich wohl etwas fragen. Ich denke, wir verstehn uns; es ist deshalb ganz überflüssig, anders als — natürlich zu sein.

Der Geistliche stellte sich an die Seite des Bettes, stützte aber den Kopf auf seine Hand, und seine Augen waren nicht sichtbar.

Frage mich, was du willst. Aber, William, obwohl ich nicht danach gelebt haben mag, so kann ich dir jetzt doch nicht anders denn als ein Christenmensch Antwort geben.

Jawohl, jawohl, sagte Denner höflich; — ah, gewiß. Aber zwischen uns beiden, Doktor, diese liebenswürdige und anziehende Ansicht der Kirche beiseite lassend — du verstehst — gerade so sprechend wie gewöhnlich — was meinst du, was glaubst du, was mag — dahinter liegen?

Seine Stimme wurde flüsternd, und seine Augen forschten eifrig in Dr. Howes Antlitz.

Was können wir sagen? antwortete der Rektor. Daß alles unendlich gut ist, darauf können wir uns verlassen: „Das kein Auge gesehn und kein Ohr gehöret hat.“

Er hielt inne, denn Denner schüttelte ungeduldig mit dem Kopfe.

Bitte, bitte, Doktor!

Der Rektor schwieg.

Ich habe mich oft darüber gewundert, fuhr der andre fort. Ich habe dies erwartet — seit einigen Tagen, und mich darüber gewundert. Denke doch nur, wie seltsam: in einigen Tagen — fast kann man sagen in einigen Stunden werde ich alles wissen, oder — nichts! Ja, das Geheimnis aller Zeiten werde ich ergründen!

In dem Tone seiner schwachen Stimme bebte eine Art Triumph: Denk dir das, Doktor! Ich werde mehr wissen als der Weiseste, der lebt, ich! Ich war nie sehr klug, habe nie viel gewußt; und doch, hier ist ein Wissen, das meine Fähigkeiten nicht übersteigen wird, und das ich erlangen kann!

Er hielt seine kleine magre Hand empor und blickte auf das die dünnen Finger durchscheinende Licht. Zu denken, sagte er langsam mit einem verlegnen Lächeln, zu denken, daß sie still liegen wird! Sie hat nie Macht der Welt besessen; ich weiß nicht, ob sie jemandem geschadet hat, jedenfalls hat sie nie etwas Gutes gethan; aber bald wird sie still liegen. Wie merkwürdig, wie merkwürdig! Und werde ich sein? Bewußtsein haben — oder vielleicht im ewigen Schlafe liegen? Was scheint dir der Fall zu sein, Doktor? Das wollte ich dich fragen. Bist du gewiß über das — was dahinter liegt?

Der Rektor konnte dem durchdringenden Blicke dieser seltsam glänzenden braunen Augen nicht ausweichen. Er blickte hinein, blinkte und sah weg.

Bist du gewiß? fragte Denner noch einmal.

Der andre hielt einen Augenblick die Hände vors Gesicht.

Ach, entgegnete er scharf — ich weiß es nicht, ich kann es nicht sein, ich — ich weiß es nicht, Denner.

Ja, antwortete Denner mit ruhiger Betonung; das dachte ich mir, ich dachte es mir. Aber wenn der Mensch dahin gelangt, wo ich bin, scheint es einem, als gebe es nichts Wichtigeres in der Welt, als hierüber Gewißheit zu erlangen. . . .

Später fuhr er fort: „Und ihre Stätte kennet sie nicht mehr!“ Ach Doktor, es ist ein wunderbares Buch! Wie es das Herz kennt! Die Seele erblickt sich selbst darin. „Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blüht wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr“ — nicht mehr. Das ist das Wunderbare daran! Wie seltsam, und ich hatte solche Lebenspläne, grade jetzt! . . .

Später sagte er einmal [die Stelle aus der Liturgie]: „In der Stunde des Todes und am Tage des Gerichts“ —

„Guter Gott, erlöse uns!“ fiel der jetzt anwesende Gifford ein.

Denner öffnete die Augen und sah ihn an: „Guter Gott“, sagte er, ach, ja — ja — das ist genug. Guter Gott: ihm überläßt man alles Weitre . . . . .

Wir haben diese ganze Szene mitgeteilt, weil sie uns in ihrer schlichten Lebenswahrheit ganz besonders ergriffen hat. Die Tragik der Situation, daß Howe, der gekommen ist, Trost zu spenden, angesichts der Wahrheit des Todes bekennen muß, daß sein eigner Glaube eben keine Wahrheit für ihn hat, wirkt in dieser leidenschaftslosen Umgebung um so erschütternder.

Ueber den weitern Verlauf der Erzählung ist nicht mehr viel zu sagen. Rührend und komisch ist der Schmerz der beiden Fräulein Woodhouse, die sich den verloren gegangnen, bis zuletzt unentschlossen gebliebnen Liebhaber im Tode noch streitig machen. Gifford und Lois finden sich endlich, und Helene wird eine Lebensaufgabe nun zu Teil in der Pflege des vereinsamten Onkels.

* * *

In den hier einander gegenüber gestellten kirchlichen Richtungen sehen wir bewußtes religiöses Leben nur in der presbyterianischen Kirche. Aber von welch durchaus alttestamentlichem Gepräge! Man sucht vergebens nach einem christlichem Moment. Es ist wohl einmal von dem Erlöser die Rede, aber nur als Glied in der eisernen Kette des Systems, die der Töpfer, der „ein Gefäß zu Ehren und das andre zu Unehren bildet“ (Römer 9, 21), der grimme Herr Gott da droben, selbst geschmiedet und seinen Kindern um Haupt und Herz gelegt hat.

Dieser John ist eine völlig alttestamentliche Gestalt. Er kennt keine höhre Sittlichkeit als die des Erzvaters Abraham. Er glaubt dieselbe Stimme zu vernehmen: Nimm den Sohn, den du lieb hast, und opfre ihn. Aber er ringt sich nicht wie Abraham durch zu der höhern Erfahrung, daß Gott keine Menschenopfer gefallen; sondern in den Fußtapfen der Pharisäer wandelnd, hält er der Menschen Aufsätze für Gottes Gebote: Wenn ich [dich] opfre ist dirs viel nützer (Matth. 15, 5), und er vergißt darüber das ursprüngliche, in den Menschen hineingepflanzte göttliche Gebot, daß der Mensch an seinem Weibe hangen soll. Sein Gott ist der Buchstabe: „Wenn die Sklaverei in der Bibel geboten wäre, dann wäre sie recht.“ Den Geist, der da lebendig macht, hat er nie rauschen hören.

Helene wiederum hat die Religion nur kennen gelernt aus den langweiligen Predigten des Onkels, auf die sie kaum geachtet. So hat ihr das Christentum nie eine, das Denken und Thun bestimmende Wirklichkeit gewonnen. Ihrem verständigen, klaren, allen Grübeleien und Spekulationen abgewandten Sinne, imponirte die Ganzheit von Johns Wesen, die Gradheit seines Charakters und Thuns. Als sie sich nun, sehr ihrer Neigung entgegen, später auf theologische Erörterungen mit ihm einlassen muß, weiß sie ihm keine andre, formulirbare christlich-religiöse Auffassung entgegen zu setzen. Sie vernimmt nur die Stimme in ihrem Innern, des Gottes in ihrem Gewissen, und die sagt ihr, daß das Gesetz der Wiedervergeltung sich in andrer Weise äußern

müsse als in der Willkür eines zornigen Gottes. Durch die Ungeheuerlichkeiten des starren Systems, das sich auf die Bibel beruft und doch nur die leidenschaftlich erregte, bilderreiche Sprache eines Paulus zu starren Lehrsätzen versteinert hat — fühlt sie sich abgestoßen, in der Bibel weiter zu forschen und zu finden, daß „die Barmherzigkeit sich rühmet wider das Gericht," und so John mit den eignen Waffen zu schlagen.

Und doch, wie groß stehn diese beiden in den Ansichten so auseinander gehenden und in der Gesinnung einander so ebenbürtigen Menschen da! Nicht nur inmitten ihrer Umgebung, sondern in unsrer Zeit! Wie eherne Gestalten der alten Puritaner, ohne Falsch, ohne Kleinlichkeit. Er auch in der Starrheit und dem Fanatismus, der ihnen eigen war; sie zwar, als völlig moderne Natur, den Gesetzen ihrer Indidualität gehorchend, aber jenen gleich in Wahrhaftigkeit und Kraft der Resignation.

Es muß gut stehn mit einem Lande, in dem sich solche Charaktere der dichterischen Schilderung darbieten. Eine solche Bereitwilligkeit, der tiefsten Ueberzeugung von Wahrheit und Recht das eigne Leben zum Opfer zu bringen. Und das tiefste menschliche Empfinden, allem Irrtum der sittlichen Ansichten und des Fanatismus zum Trotz, behält doch den endlichen Sieg.

Wir haben das Buch*) mit größrer Befriedigung aus der Hand gelegt, als den früher hier besprochnen Roman „Robert Elsmere." Es wird keine verstandesmäßige Lösung der Konflikte versucht und doch ein harmonisches Ausklingen erzielt in dem vollen Akkord von „nun aber bleibet Glaube" — bei ihm —, „Hoffnung" — bei ihr und „Liebe" bei beiden. „Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen." C B

Die dritte Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in Eisenach

1. Rede des Professors Beyschlag im Wartburghofe am 3. Oktober

Deutsche Volksgenossen! Evangelische Brüder! Wir stehen hier aus Nord und Süd, aus Ost und West zusammengekommen im Herzpunkt unsers deutschen Vaterlandes. Und nicht bloß räumlich: wir stehen an einer seiner geweihtesten Stätten, wo sich deutlicher und ergreifender als sonstwo der Herzschlag unsrer Geschichte vernimmt. Laßt uns stille werden nach allen den tiefen Eindrücken und hohen Erregungen dieser Tage und den Geisterstimmen lauschen, die aus diesen Steinen zu uns reden.

Halb sagenhafte Stimmen hochherrlicher Vorzeit, mittelalterlicher Blütezeit unsres Volkes eröffnen den Geistergesang. Hier ist die Heimstätte der mittelalterlichen Kulturblüte unsers Volkes, die Heimstätte deutscher Ritterlichkeit, deutschen Minne- und Heldenliedes gewesen. Diese Mauern umkränzt die Sage vom Sängerkrieg; von diesen Zinnen grüßen uns die Geister eines Walter von der Vogelweide mit seinem innigen, frommen Lobpreis alles dessen, was lieblich ist und wohllautet, und mit seinem herzhaften deutschen Protest gegen römische Anmaßung, eines Wolfram von Eschenbach mit seiner tiefsinnigen Mystik, die auf eine andre Ritterschaft Christi zielt, als die des römischen Priestertums. Es sind die Tage, da im fernen Welschland das hohenstaufische Kaisergeschlecht mit dem päpstlichen Weltherrschaftsgedanken in schwerem Kampfe liegt: es unterliegt, und mit ihm fällt die erste Blüte deutschen Lebens dahin. Die Sängerstimmen des Wartburgkrieges verhallen, und hervor aus dieser Burg tritt jene lieblichste und wehmütigste Gestalt der deutschen Kirchengeschichte, jenes Königskind voll demütiger Gottesminne und selbsterniedrigender Barmherzigkeit gegen die Elenden in allen Gestalten. Ein Gotteskind vor tausenden, und doch auch darin zeitlebens ein Kind, daß sie die Mündigkeit in Christo niemals fand, daß zwischen ihrem reichen Herzen und der ewigen Liebe jener finstre Mönch stehen mußte, der Ketzermeister Deutschlands, der sie mit grausamer Lust zu Tode quälte, damit eine römische

*) Der englische Titel ist durch ein Druckversehen in voriger Nummer falsch angegeben; er lautet: John Ward preacher. Auch wolle man Nr. 40, Sp. 794, Z. 14 „entsetzlichen" in „entsetzten" verbessern. D H

Heilige aus ihr würde. O welch ein Sinnbild der in der babylonischen Knechtschaft schmachtenden frommen Seele deutscher Nation, diese heilige Elisabeth: „ehe denn der Glaube kam, schreibt der Apostel, wurden wir unter dem Gesetz als unserm Zuchtmeister verwahrt und verschlossen."

Aber der Glaube kam: er kam durch einen Mann, dem vor tausenden der Name eines „Mannes in Christo" gebührte; „da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war." Heldenstark und himmelhoch, ohne daß er selbst es weiß, läßt Gott der Herr ihn aufwachsen aus den Tiefen des deutschen Volkstums, denn er soll, Ein Mann allein wider eine Welt, uns eine Gasse der Freiheit machen und die mächtigste Zwingherrschaft, welche die Menschheit erduldet, aus den Angeln heben. Und diese Wartburg hier ist sein Patmos geworden. Hier als in seinem Adlerneste ist er eingekehrt von jener Heldenfahrt ohne Gleichen nach Worms, da er der Macht von Kaiser und Papst gegenüber die neue Gottesmacht bewährt hatte, die sie überwinden sollte, die Macht des persönlichen Gewissens, des allein rechtfertigenden Glaubens; und hier hat er, in der Stille mitten im entfesselten Sturme, diesem Glauben den festen Grund und Halt geschaffen für alles Volk, durch jene wahrhaftige Verdeutschung des Neuen Testaments. Das aber sind zwei Grundmächte, die von da an vor andern die deutsche Geschichte innerlich bedingen und treiben, der selbstverantwortliche Glaube und die verdeutschte, allen aufgeschlossne Schrift, und um ihretwillen tönt höher, unvergänglicher als der Name eines Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, und gefeierter als der Name der heiligen Elisabeth bis heute und bis in die fernste Zukunft deutscher Geschichte von diesen Zinnen der Name Martin Luthers, des größten Sohnes deutscher Erde, des „Mannes in Christo."

Und von diesen schützenden Mauern ist er wieder ausgezogen, freiwillig, vogelfrei, in den Kampf um die gottgeschenkten Güter in Volk und Zeit. In den unabsehbaren Kampf einer von seinem Werke ausgehenden, um sein Werk bis heute sich bewegenden Weltgeschichte. O, wir fassen es, daß vor allem Sonnenschein eines gnadenfrohen gläubigen Herzens in Luthers Leben je und je eine dunkle Wolke der Schwermut steht: es ist das Vorgefühl der furchtbaren Geschicke, die um seines Werkes willen sein Volk erwarteten. Jenes „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, — laß fahren dahin", — es war ihm keine bloße poetische Redensart: er war darauf gefaßt, daß sein Volk alles, was irdisch wert und groß ist, werde hin zugeben haben um des höchsten Gutes, um des wiedergewonnenen Evangeliums willen. Und wir haben alles hinzugeben gehabt um jener höchsten Errungenschaft unsrer Geschichte willen: unsre nationale Einheit, Macht und Größe, unsern Wohlstand und die Früchte einer tausendjährigen Kultur, ja nahezu das nackte Leben selbst — in jenem entsetzlichen dreißigjährigen Kriege, den das Papsttum auf uns herabbeschwor, weil es den deutschen Namen lieber vom Erdboden vertilgen, als aus seiner Herrschaft freigeben wollte. Ja, die Drohung jenes Nuntius auf dem Wormser Reichstag, daß die Deutschen, wenn sie das päpstliche Joch abschüttelten, in ihrem eignen Blute waten sollten, ist an uns wahr gemacht worden!

Aber da im tiefsten Niedergang unsrer Geschicke, da wir nichts andres mehr zu sein schienen als ein Haufe zusammenhangsloser Trümmer, bewähren sich die unvertilgbaren Lebenskräfte unsrer Reformation. Aus diesen Lebenskräften, aus dem unbedingten Pflichtgefühl, in welchem der selbstverantwortliche religiöse Glaube ins Sittliche übersetzt war, erhebt sich in der protestantischen Nordostmark der Staat des Großen Kurfürsten, dieser Eckstein des vaterländischen Wiederaufbaus. Aus der Geistesfreiheit, die der freigegebnen Bibel entströmte, aus der Macht und Schönheit der verdeutschten Apostel und Propheten erblüht die deutsche Wissenschaft, die große deutsche Litteratur und Poesie des achtzehnten Jahrhunderts, die der aus tiefstem Elend sich aufrichtenden Nation den Schwung großer Gedanken und Gefühle wiederverleiht. Aus evangelischer Zucht und Gottesfurcht, aus evangelischen Glaubensliedern und -Gebeten erwächst der Heldenmut, der die Schlachten der Befreiungskriege schlägt, und erwächst die religiöse Erneuerung und Verjüngung, welche

das befreite Vaterland bis in die römischen Kreise hinein wie Frühlingswehen vom Himmel durchzieht.

Freilich, auch das romanisch-katholische Europa hat inzwischen seine Weltgeschichte gehabt: sie ging vom Jesuitismus zum Voltairianismus, von der gesteigerten Knechtschaft der Geister zur Freiheit des kettenbrechenden Sklaven; sie mündete in jene vulkanische Katastrophe des französischen Volkes, deren hundertjähriges Gedächtnis sie heuer feiern. Diese französische Revolution hat auch Europa durchwandert und durchbebt wie einst unsre deutsche Reformation, und doch wie anders! Sie hat Ueberlebtes in Menge umgestürzt, aber Lebensfähiges nirgends zu schaffen vermocht; sie hat die Völker und Geister sinnlich entfesselt, ohne sie sittlich binden zu können, und darum hat sie mit allen ihren Emanzipationen nur dem Wiederaufkommen der alten römischen Geistesknechtschaft vorgearbeitet, welche der erschrocknen Gesellschaft als den einziger Rettungshafen aus dem Schiffbruch der Freiheit sich anzupreisen nicht müde wird. Und daher das doppelseitige Wirrsal unsrer Zeit, daher die Not und der Kampf der Gegenwart, der uns hier zusammengeführt hat.

Aber wir deutschen Lutherserben heben unsere Häupter hoch empor inmitten der Not dieser Zeit. Denn Gott der Herr hat uns ein Zeichen gegeben, daß er mit uns sei: was einst in den Tagen der heiligen Elisabeth und wiederum in den Tagen Luthers unserm Volke verloren gegangen war durch des Papstes Haß und Neid, es ist uns wiedergeschenkt in schönerer Weise, ein nicht mehr römisches Reich deutscher Nation, ein nicht mehr römischer, sondern evangelischer Kaiser. So hat der ewige Weltregent in seiner Thatensprache unserm deutschen Volke seinen alten Beruf an sich selbst und unter den Völkern neu bestätigt mit neuer, großer Verheißung, den Beruf, „daß durch uns entstünde die Erkenntnis der Klarheit Gottes im Angesichte Jesu Christi", — die innere und äußere Durchführung unsrer Reformation. Er hat uns ein Zeichen und Pfand gegeben, daß an uns auch als Volk geschehen solle nach dem Wort seines Sohnes: „Trachtet am ersten nach Gottes Reich und Gerechtigkeit, so wird euch alles andre zufallen!" Darum fröhlich und getrost, meine Brüder, — was unser Volk geopfert hat in diesen drei Jahrhunderten um sich das Letzte, das Höchste zu retten, die evangelische Wahrheit, Gott hat angefangen uns es zurückzuerstatten, — er wirds auch vollführen. Er wirds uns gelingen lassen, mit der Wahrheit die Freiheit zu versöhnen, mit der Freiheit die Einheit zurückzugewinnen, zur weltlichen Einheit auch die geistige und geistliche wiederzubringen, unser deutsches Volk wieder zu dem zu machen, wozu es vor viertehalb Jahrhunderten, da es nach jenem schönen Worte „in Luthers Hand war wie die Leier in der Hand des Künstlers," sich anschickte: ein im Evangelium einiges Volk. Mag dieser Tag des Heils noch fern sein, — unser keiner wird ihn auf Erden erleben, aber ihn mit heraufgeführt zu haben durch unsre geringe Lebensarbeit, das wird uns freuen noch in der Ewigkeit. Und ob die Nebel noch etlichemale steigen oder fallen — in Gottes Weltgeschichte siegt nicht die Nacht, sondern das Licht, der helle Tag. Und wir, meine Freunde, sind nicht der Nacht Kinder, sondern des Lichts und des Tages: darum, indem wir auseinandergehen, ein jeder in sein Daheim zu erneuter Arbeit und erneutem Kampf um das persönliche und gemeinsame höchste Gut, — lasset uns die Siegeszuversicht unsers Luther mitnehmen: das Reich muß uns doch bleiben! Amen.

Die politische Stellung der Protestanten im belgischen Staate

Aus Belgien

Von den fast sechs Millionen zählenden Einwohnern Belgiens wird angenommen, daß zwanzig Tausend der evangelischen Religion angehören (also ein Protestant auf 299 Katholiken). Die Zahl der Protestanten läßt sich aber nicht sicher bestimmen, da viele von ihnen, die aus der Fremde stammen, leben und sterben, ohne sich als solche bekannt zu machen, und es den evangelischen Pastoren bei der großen Ausdehnung des Gebietes, auf dem sich ihre Gemeinden befinden, und der Verstreutheit der Glaubensgenossen, nicht immer gelingt, sie ausfindig zu machen. Zwar ist jeder Bewohner Belgiens, auch die Fremden, auf der Polizei oder im Zivilstandsregister eingetragen; aber dabei wird die Religion des Einzelnen nicht bemerkt: von liberaler Seite gilt es ja als eine Verletzung der Gewissensfreiheit, jemanden nach seiner Religion zu fragen, und von ultramontaner als selbstverständlich, daß jeder Bewohner Belgiens der alleinseligmachenden Kirche angehört. So haben die evangelischen Geistlichen keine offizielle Unterlage, um die Zahl der Protestanten zu schätzen, und was sie aus ihrer amtlichen Praxis wissen, bleibt gewiß unter dem wirklichen Thatbestand; jedenfalls ist die Zahl der Protestanten verschwindend gering.

Auch üben die Protestanten auf das öffentliche Leben des Volkes noch keinen merkbaren Einfluß aus, bilden selbst auch keine politische Partei. Sie stehen den politischen Kämpfen, die hier heftiger sind wie irgendwo und selbst die untersten Schichten der Bevölkerung berühren, als Zuschauer gegenüber und sehen, wie die drei Parteien sich zerfetzen und dem Wohle des Landes schaden. Von diesen drei Parteien ist die katholische (ultramontane) die jetzt herrschende. Zu ihr gehört der noch zahlreich in Belgien vertretne alte Adel; die ländliche Bevölkerung hängt ihm an, und die ganze katholische Kirche mit ihrem Klerus steht in ihrem Dienst. In Deutschland, wo seit der Reformation die katholische Kirche unbewußt von dem Evangelium beeinflußt ist, hat man keine Vorstellung davon, wie in Belgien die katholische Kirche aufgehört hat, eine christliche zu sein, wie in ihr das religiöse, das mit Gott verbindende Element fehlt und sie zu einer politischen Partei herabgesunken ist, also daß all ihr Thun, Trachten und Streben die Priesterherrschaft und damit verbundne irdische Vorteile bezweckt. Sie ziehen Gott ins Treiben hinein; aber der Gott, mit dem sie das Volk bange machen, ist ein Zerrbild von dem Gott der Offenbarung — ein Götze.

Dieser Partei gegenüber steht die liberale, wozu die ansäßigen Bürger besonders in den Städten der Provinzen gehören; unter ihnen befinden sich die tüchtigsten und edelsten Männer des Volkes. Sie erkennen es klar, daß die ganze Verwirklichung der klerikalen Zwecke endlich den Untergang der nationalen Wohlfahrt und des Volksglücks sein würde, wozu es auch in den vergangnen Jahrhunderten in Belgien gekommen ist, und deshalb bekämpfen sie die ultramontane Partei bis aufs Blut, jedoch, dem Beispiele ihrer Gegner folgend, nicht immer mit edlen Mitteln. Da der Klerus aber Religion mit Politik, Priesterherrschaft und selbst Unsittlichkeit verbunden und vermischt hat, hat das Volk gar keine Idee mehr von dem, was Religion ist, und es ist nicht zu verwundern, daß die Liberalen, indem sie der Priester Praxis bekämpfen, auch dem feind sind, was sie für Religion halten. Sie schütten das Kind mit dem Bade aus und meinen in dem, was sie aufbauen, ohne Gott wohl fertig werden zu können.

Eine dritte Partei hat sich als solche erst in den letzten Jahren besonders in der Hauptstadt Brüssel gebildet; sie nennt sich die radikale und kommt den Sozialdemokraten oder Kommunisten andrer Länder gleich. Umsturz ist ihr Ziel. Von den Arbeitern der großen Fabrik- und Kohlenbezirke — für welche durch die Parteikämpfe, und weil der Liebesdrang in der römischen Kirche fehlt, nicht soviel gethan wird wie in Deutschland — sind es auch nicht die besten, die dieser Partei angehören, und ihre wenigen Führer lassen nur zu deutlich merken, daß sie diese Parteigenossen nur als Leiter benutzen, um sich selbst hinaufzuzwängen, um, wenn sie ihr Ziel erreichen sollten, sie umzustoßen, wodurch die irre geführten Arbeiter gewiß in noch größres Elend versinken würden. Von den Wortführern dieser Partei wird der Haß gegen Gott und alles Göttliche am lautesten und unverholensten ausgesprochen, — und doch gehen sie häufig im Wahlkampf mit den Klerikalen Hand in Hand! Natürlich zielt der Kampf der Parteien wesentlich dahin, sich einen Platz im Abgeordnetenhause (chambre des représentants) oder im Herrenhause (sénat) zu erobern, besonders weil das Ministerium mit der Majorität oder Minorität seiner Partei steht oder fällt und jeder Minister bei der Besetzung der höhern oder niedern Aemter seine Partei bevorzugt.

Im gesetzgebenden Körper giebt es gewiß tüchtige Redner,

welche die auf der Tagesordnung stehende Sache mit Ernst und Sachkenntnis behandeln; doch ist es traurig, daß die Verhandlungen meistens in Persönlichkeiten ausarten und daß bei Beratung irgend einer Vorlage, Verordnung oder That weniger darnach gefragt wird, was, sondern durch wen etwas gewollt wird oder geschehen ist, also daß gewöhnlich in der Minorität das bestritten wird, was man selbst in der Majorität behauptet oder gethan hat, und umgekehrt. So geht viel kostbare Zeit verloren; man hält sich gegenseitig im Schach, und für das Wohl des Landes geschieht wenig oder nichts. Das Traurigste für einen Protestanten, der die Debatten verfolgt, ist jedoch zu sehen, daß sowohl von klerikaler als von andrer Seite in Bezug auf Religion, Kirche, Schule, Armenverwaltung, Staatsrecht 2c. das dümmste Zeug in den Kammern behauptet wird, ohne daß ein einziger Mann da ist, der im stande wäre, die Sache von biblisch-christlichem Standpunkte aus zu beleuchten und von der Wahrheit zu zeugen. Die Protestanten haben auch kein Organ in der Presse, um dies thun zu können.

Es versteht sich von selbst, daß dieser Zustand auf die Entwicklung des Volkes einen hemmenden Einfluß ausübt und auf alle Kreise des Volkslebens lähmend wirkt. Das sich auf Wissenschaft und Kunst, Schule und soziale Verhältnisse, Handel und Gewerbe (die römische Kirche steht außer dem Volksleben) Beziehende auszuführen, ist hier nicht am Platze; aber eines ist sicher: Belgien geht zurück.

Alles neu Gepflanzte hat nach der ersten Entwicklung eine Zeit der Blüte, in der es sich zeigt, welcher Art das Gepflanzte sei, und es kommt nur darauf an, ob sich eine bleibende Frucht ansetzt. Diese Blütezeit hat der junge, im Jahre 1830 gepflanzte belgische Staat gehabt. Damals schien es wirklich, als ob Belgien an die Spitze der europäischen Zivilisation treten sollte. Die Blütezeit ging aber rasch vorüber, ohne Frucht zu bringen. Es mag dies wunderbar erscheinen; denn die belgische Konstitution ist als organisirte Freiheit wirklich ein Muster der modernen Staatenbildung. Aber wie der Mensch nicht ohne frische Luft, jedoch auch nicht nur von frischer Luft leben kann, so kann ein Volk zwar nicht ohne Freiheit, aber auch nicht durch Freiheit allein glücklich werden. Dazu gehört mehr, und dies Mehr ist das Lebensprinzip, das uns im Evangelium geboten wird. Dieses ist in Belgien noch nicht zu freier Entfaltung gelangt und liegt in den Händen der Protestanten. Ihr seid das Licht der Welt! Ihr seid das Salz der Erde! sagt Christus zu seinen Jüngern. Wie und in wie weit die evangelischen Christen ihr Licht haben scheinen lassen und ihre Salzkraft gezeigt haben, davon in einem folgenden Artikel. Das steht indessen fest, daß die Gründer der belgischen Freiheit mit ihrer Konstitution einen wohlgemeinten Versuch gemacht haben, das Volk glücklich zu machen, der sich aber leider nur schon jetzt als gescheitert erwiesen hat.

π

Bücher und Schriften

(Elias und das Geheimnis seiner Macht) von Pastor F. B. Meyer. A. Schmidts Verlag in Anklam, 1889; 164 S.; 2.40 Mk.; geb. 3 Mk.

In diesem vortrefflichen Buche soll nicht eine historische Schildrung des Lebens des Elias geboten werden; das wäre ein Unterfangen, das wohl bei der Beschaffenheit der Berichte im Alten Testamente niemals vollständig gelingen wird. Es soll vielmehr die Größe dieser gewaltigen Prophetengestalt uns so deutlich vor Augen geführt und das Geheimnis ihrer Macht so klar uns aufgedeckt werden, daß nicht nur auch uns der Wunsch des Elias aus dem Herzen gesprochen sei: „Daß Elias Geist sei bei mir zwiefältig," sondern uns gewiß werde, wie die Kräfte seines Lebens uns allen gleich zugänglich sind.

Um diesen Zweck zu erreichen, verfolgt der Verfasser die Thaten und Erlebnisse des Elias vom Bache Krith und von Zarpath bis auf die Höhen des Karmel, von seinem Falle und Aufenthalte am Horeb bis zu seiner Entrückung jenseits des Jordan und auf den Berg der Verklärung, überall in trefflicher Weise seine Größe schildernd, aber auch den Grund seines Falles aufdeckend und stets in geschickter Art auf das hinweisend, was uns not thut. Das rechte aktuelle Interesse ist gleich von Anfang dadurch erweckt, daß mit allem Nachdruck an das Bibelwort erinnert wird: „Er war ein Mensch gleich wie wir," sodaß kein Leser etwa der Eindringlichkeit der Sprache, welche die Thaten des Propheten zu uns redet, und der Wucht, womit sich die Forderung rechten Vertrauens auf Gott kundthat, sich durch die Einrede zu entziehen

vermöchte, er sei zu sehr von Elias verschieden, als daß die Mahnung auch ihm gelten könnte.

In manchen christlichen Kreisen wartet man auf eine neue Ausgießung des heiligen Geistes. Für sie besonders ist dieses Buch zu empfehlen, weil es zeigt, daß wir nicht mehr zu warten haben, daß der heilige Geist da ist und an uns allein es fehlt. Mit Recht sagt der Verfasser im Vorwort: „Was der Kirche heutzutage fehlt, ist Macht des Geistes, und wir könnten sie erlangen, wären wir nur bereit, die Kosten zu tragen. Es hilft nicht, verzweiflungsvoll auszurufen: Wo ist der Herr, der Gott Elias'? Er ist hier; Er wartet nur darauf, uns gnädig zu sein und das, was Er für die heiligen Männer der alten Zeit gethan hat, auch für uns zu thun. Unsre Sache ist, ihrem Glauben nachzueifern, vor Gottes Angesicht zu stehen, bereit, seinen geringsten Befehl zu erfüllen und so Nachfolger derer zu werden, welche durch Geduld und Glauben die Verheißungen ererben."

Es weht durch das ganze Buch etwas von der Hoheit, von der Unbezwinglichkeit der Christenmenschen; dies bekundet sich auch in der ganzen, im guten Sinne vornehmen Haltung und der gehobnen Darstellung des Buches. Wo so das Ganze einen belebenden und glaubenstärkenden Eindruck macht, wo ein so lebenskräftiges und glaubensfreudiges Christentum einen aussprechenden Ausdruck findet, schwindet die kleinliche Lust, an Einzelheiten herumzukritisiren. Es sei das Buch vielmehr allen Lesern der Christlichen Welt bestens empfohlen; wer es zur Hand nimmt und liest, wird schwerlich von der geheimnisvollen Macht des Elias unberührt bleiben.

K M

(Zu spät erkannt) Ein Zeitbild 1871—1873; Wiesbaden, J. F. Bergmann 1886; Preis 6,30, geb. 7,30 Mk.

Der „Verfasser der Erinnerungen eines deutschen Offiziers" (wie es heißt, Generallieutnant z. D. v. Hartmann), ein wohlbekannt gewordner Erzähler, schildert in diesem Buche den modernen Katholizismus. Er läßt uns die ganze Aufregung fühlen, die hüben und drüben der Beginn des Kulturkampfs mit sich brachte und zeigt uns in dunklem Bilde im ultramontanen Lager eine wühlerische Propaganda, die schonungslos den Frieden der Familien zerstört, einen Fanatismus, dem jedes Mittel recht ist, eine Frömmigkeit, die aller Innerlichkeit entbehrt. Es kann kein Zweifel sein, der Verfasser hat den Romanismus aus der Nähe gesehn; und auch die Protestanten, deren Urteil unbestochen genug ist, um zu sehen, wie auch bei uns bisweilen die Plumpheit und der Fanatismus wider Rom das Wort führt, werden die Polemik des Buches von dem Vorwurfe tendenziöser Darstellung freisprechen.

Der Verfasser bekundet neben hoher Wertschätzung des deutschen Reichs, des Staates, des Heeres eine warme Verehrung für eine schlichte, lautre evangelische Frömmigkeit; an einer lehrhaften Ausprägung des evangelischen Bekenntnisses hingegen zeigt er kein Interesse. Die Gestalten, die seine Ideale zu verkörpern scheinen, repräsentiren vorwiegend das Tüchtige, das Gesunde, das Natürliche und Einfache, das Kräftig-Männliche. Man wird sie nicht tief nennen, aber in ihrer innern Klarheit, ihrer Straffheit und Wahrheit sind sie anziehend. Die Darstellung ist ganz in diesem Geiste. Schlicht, ohne Prätension, ohne viel Reflexion wird erzählt, gleichwohl aber fesselnd, denn alles ist frisch, anschaulich, bestimmt, dabei von einer bisweilen fast in Hast übergehenden militärischen Knappheit — Vorzüge, die in unsrer Belletristik nicht eben häufig angetroffen werden.

Leider ist der Charakter des Buches im Ganzen einigermaßen zwitterhaft. Es ist „Zeitbild" und doch wieder mehr Roman; man könnte fast sagen: das Zeitbild ist der Anfang, der Roman das Ende. Gewiß konnte der Roman eben das Zeitbild sein. In diesem Falle müßte aber die Verknüpfung der Handlung mit dem kirchlichen Gegensatze das Gepräge der Notwendigkeit haben. Statt dessen stehen die wesentlichsten Voraussetzungen der Geschichte in einem Zusammenhange mit den römischen Umtrieben, der so lose und zufällig ist, daß sie mit Leichtigkeit auf einen kirchlich ganz neutralen Boden verpflanzt werden könnten. Wenn man daher das tragische Ende erreicht hat, so kann man sich nach dieser Seite eines Gefühls der Enttäuschung nicht erwehren.

W W

Verschiednes

(Todesfall) Am 23. Septtember starb in Dorpat der emeritirte Professor D. Theodosius Harnack, Vater des Berliner Kirchenhistorikers, ein hervorragender Vertreter der praktischen Theologie. Geboren am 3. Januar 1817 — lehrte er in Erlangen und Dorpat und war bis in sein Alter schriftstellerisch thätig: erst 1886 erschien sein zweiter Band von „Luthers Theologie."

R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Martin Rade
Dora Rade, geb. Naumann
Vermählte
Lichtenstein, 8. Oktober 1889.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig